



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Von Jena nach Berlin.- Geistige Atmosphäre der Hauptstadt.- Rahel.-
Gentz.- Einfluß der Berliner Existenz auf Humboldt.- Briefverkehr mit
Schiller.- Kritische Theilnahme an dessen Arbeiten.- ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Schönheit. „Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stätigkeit des Stoffs unterstützen.“ Dort mehr Freiheit und Kraft, hier mehr sinnenschmeichelnde Anmuth. Dort ein Analogon dessen, was Schiller unter energischer Schönheit verstand, hier ein Analogon dessen, was er die schmelzende Schönheit nannte. Und in immer neuen Ansätzen nun sucht Humboldt den Charakter der schönen männlichen und der schönen weiblichen Gestalt zu schildern. Die Idee von dem tiefbegründeten Parallelismus, vielmehr von der Wesensidentität der physischen und der moralischen Natur leitet sofort diese Charakteristik wieder ganz in die Spuren der Schiller'schen Philosophie zurück. In jenem Gleichgewicht von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Nothwendigkeit entdeckte Schiller nicht blos das Gesetz der Schönheit, sondern zugleich das Ideal schöner Sittlichkeit. Eben dies Ideal, wofür Schiller im Gegensatz zu der Härte des Kant'schen Moralismus mit so warmer Begeisterung kämpfte, coincidirt nach Humboldt mit dem Ideal geschlechtsloser Menschheit. Wie eine männliche und weibliche Schönheit, so giebt es, als deren innerlichen Typus, eine männliche und eine weibliche Tugend. Aus dem Gleichgewicht Beider entspringt ein höchstes sittliches Verhalten, — eben dasjenige, wofür im Wesentlichen Humboldt auch früher schon eingestanden und das er nun fast mit den Worten des philosophischen Dichters charakterisirt. Es besteht darin, daß der Wille herrscht, „aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur.“ Die geschlechtslose Menschheit ist identisch, wie mit der schönen, so mit der moralisch veredelten Menschheit, und in dieser erscheint, „das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens.“

So ganz hatte sich Humboldt an Schiller hinangelebt, so innig hatten sich seine Ideen mit den Schiller'schen verzweigt! Was ihm jedoch Schiller war, sollte er ganz erst erfahren, als ihr Zusammenleben unterbrochen ward. In den ersten Tagen des Juli 1795, nach einem sechszehnmönatlichen Aufenthalt verließ die Humboldt'sche Familie Jena. Kindespflicht und Familienrückfichten bestimmten Humboldt, sich eine Zeitlang in die Nähe seiner Mutter zu begeben,

deren Lebenstage gezählt schienen. Es war Anfangs nur auf einen Besuch von drei Monaten in Tegel abgesehen, allein immer weiter mußte der Termin der Rückreise hinausgeschoben werden. Der Herbst, der Winter und wieder der Sommer verging: erst nach fünf Vierteljahren sahen die Freunde sich wieder. Eine unerfreuliche Zeit, diese Zeit der Trennung. Unter dem Druck und der Sorge am Krankenbett der Mutter, in der Einsamkeit von Tegel und fast mehr noch in der Zerstreung der Hauptstadt sehnte Humboldt sich doppelt nach Jena zurück. Wiederholt kam er gleich Anfangs nach Berlin. Ein nur auf Wochen berechneter Aufenthalt daselbst, seit dem December, wurde sodann zu einem dauernden. Aber weniger noch als bei seiner Zurückkunft von der Universität konnte ihm jetzt die Berliner Atmosphäre zusagen. Wie weit war er von den Engel und Biester, von den Böllner und Gedicke abgekommen! Wie eng erschien ihm der Kreis, in welchem die Phantasie des Verfassers von „Lorenz Stark“ sich bewegte, wie platt und gemein die Weisheit der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wie dürr und unfruchtbar der ganze Berliner Geistesboden! Hoch hatte er sich im Umgang mit den Alten, in der Theilnahme an Schiller's Denken und Dichten, über jenes aufklärerische Wesen erhoben, das auf seine Jugendbildung so stark eingewirkt hatte. Es war eine ganz andere Bildungsgeschicht, in die er eingetreten war, und eine ganz andere die, in welcher seine Berliner Freunde und Lehrer stehen geblieben waren. Man war in Weimar und Jena in die Welt der ästhetischen Anschauungen hinübergewandert: man war in Berlin noch immer in der Welt des aufklärerischen Verstandesthums befangen. Die Philosophie der Horen war nicht nach dem Geschmack und sie ging über den Horizont der Berliner. Selbst die Besten hatten sich so in ihren Lessing und Mendelssohn, und wenn es hoch kam, in ihren Kant hineingelesen, daß ihnen die Briefe über ästhetische Erziehung und die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische wie in einer fremden Sprache geschrieben schienen. Was half es Humboldt, wenn er einem so scharfsinnigen Manne, wie sein alter Freund Herz, auseinandersetzte, daß es leichter sei, witzig als ästhetisch, spitzfindig als tief zu schreiben? daß es ein Mangel des bisherigen Philosophirens gewesen, die Gegenstände mit schonungsloser Logik zu behandeln, ein Vorzug des neuen, in die ganze individuelle Bestimmtheit

der Dinge hineinzugehn? Zum Verständniß ihrer Auseinandersetzungen fehlte es den Meisten am Organ; sie waren zum Lernen zu alt. Nur unter der Jugend und unter den Frauen, nur da, wo schon früher die Empfindsamkeit ihren Hauptanhalt gefunden, begann der neue Aestheticismus seine Wirkung zu üben. Nur hier ebendeshalb fand Humboldt Berührungspunkte. Rahel Levin, halb der alten, halb der neuen Bildung zugewandt, voll Empfindung noch in ihren verstandeschärfsten Urtheilen, witzig noch in ihrem Empfinden, begann zum Mittelpunkte des jüngeren geistreichen Berlin zu werden. Sie hatte Humboldt's Woldemar-Recension goutirt, während sie an der Schiller'schen über Matthiſſon Lessing's Bestimmtheit und Sicherheit vermißt hatte. Ihre reizbare Unruhe, der Mangel an Harmonie in ihrem Wesen, der ihre Empfindungen wie ihre Urtheile zu lauter Fragmenten und unfertigen Pointen auseinanderriß, ihre überweibliche und dann wieder fast männliche Natur war für Humboldt nicht wohlthwend. Ihr Witz und ihre Gescheidtheit, durchbrochen von zartfünnigem Tact und tiefem Gefühl, berührte dennoch sein eignes Wesen nach seinen beiden Polen. Auch Humboldt's Frau war mit Rahel innig befreundet. Immer ließ sich mit ihr ein geistreiches Gespräch führen, immer über das Tiefste und Beste wenigstens reden. Er hatte von ihr wohl als von der Einzigen gesprochen, mit der er auch früher in Berlin gern und nahe umgegangen sei: sie stand ihm jetzt, unter den Frauen wenigstens, obenan. Von den früheren Bekanntschaften aus der männlichen Berliner Welt aber war ihm Geng vor Allem lieb. Größere Charaktergegensätze zwar als Geng und Schiller ließen sich nicht denken. Wer etwa des Letzteren Genie nicht hätte erkennen oder anerkennen wollen, der hätte immer doch den Adel seines Charakters anerkennen müssen. Geng hatte sicher nichts vom Genie: er hatte sicherer nichts, was den Namen eines Charakters verdient hätte. Mit der entschiedensten Impotenz zur selbständigen Ideenerzeugung verband sich in ihm ein ungezügelter Leichtsin, eine bodenlose Grundlosigkeit. Daß der Vertraute Schiller's zugleich der Vertraute des läderlichsten und geistig unselbständigsten aller Menschen sein konnte, ist auf den ersten Anschein eine Paradoxie. Eine Paradoxie indeß, die sich bei näherer Betrachtung löst. Zweierlei hatte Humboldt mit Geng gemein. Die susceptibelste Sinnlichkeit und den

schärfsten und behendesten Verstand. Gutz war ein Genüßmensch und ein Verstandesmensch, und war nichts weiter. Humboldt war Beides gleichfalls, er war nur außerdem etwas mehr. Der Kern seines Wesens bestand aus einem Stoffe, demjenigen verwandt, aus welchem Schiller gebildet war: die Schale war aus Gutz'schem Stoffe. Er liebte daher in Gutz den leichten Gefellen, mit dem sich leben, und den klugen Kopf, mit dem sich bis in's Unendliche schwagen ließ. Er liebte ihn um so mehr, weil das, was er mit ihm gemein hatte, an jenem in grellen Farben schillerte, während es an ihm selbst grau und matt aussah. Gutz, der Genießling, war damals, in den Tagen der Jugend, ausschweifend und leidenschaftlich; Gutz, der Raisonneur, war voll Feuer und Lebhaftigkeit. Dieser Hestigkeit gegenüber konnte Humboldt sich so leicht in der tiefen Stille seines Wesens behaupten; er konnte dem Freunde durch die leidenschaftslose Ruhe des Genusses und durch die Feinheit und Zähigkeit des Raisonnements imponiren; er konnte ihn durch das, was Gutz das Dämonische und Sophistische in ihm nannte, jeden Augenblick zügeln und fern halten, indeß er sich gern durch dessen rückhaltloses Herausgehn angeregt und in Bewegung gesetzt sah. Oft hatte er schon früher mit ihm nächtlich die Straßen Berlin's durchschlendert und sich gelegentlich seines Besuchs in Burgörner gefreut. Jetzt wieder ließ er sich von ihm in Tegel besuchen, verkehrte er in Berlin mit ihm auf dem alten vertrauten Fuße, trat er zu ihm in ein fortgesetztes literarisches Commercium. Der Uebersetzer von Burke war den Freunden in Jena als keine üble Acquisition für die Horen erschienen. Dem leicht erregten Manne wiederum hatten die ersten Heste dieses Journals einen mächtigen Eindruck gemacht. Und in der That, eben die Eigenschaften, durch die er mit Humboldt zusammenpaßte, befähigten ihn, sich bis auf einen gewissen Grad des Geistes und der Form der neuen Aesthetik zu bemächtigen. Er fand in sich ein Analogon jenes reinen Sinnes für das Schöne und ein Surrogat jenes ernstern sittlichen Pathos, wovon die Philosophie und die Diction Schiller's voll waren. Er besaß Geschmack und Verstand, Sinn für schöne Formen und ein wunderbar leichtes Nachahmungstalent. „Unter Allen, die ich sprach,“ schrieb Humboldt an Schiller, „ist Gutz der Einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverstandenen Enthusiasmus bewirkt

haben, sowie er, überhaupt genommen, hier gewiß der denkendste Kopf ist.“ Bald genug bestätigte Gutz die Aeußerungen. Von Humboldt in jenem Enthusiasmus befestigt, fing er an eine Monatschrift herauszugeben, die ein Seitenstück der Horen sein sollte. In seiner Geschichte der Maria Stuart versuchte er, mit dem Verfasser der Belagerung von Antwerpen zu wetteifern. In dem einen seiner Aufsätze verkündete er öffentlich Schiller's Lob, in dem anderen gab er eine Verfassungstheorie nach dem Modell von Schiller's Schönheitstheorie, in allen suchte er durch Eleganz und Rhetorik seinem Stil den Anstrich des Schiller'schen Stils zu geben. Gutz, Schiller'sche Denk- und Schreibweise schien durch ihn, so gut oder schlecht sie da wachsen wollte, auf den sterilen Berliner Boden verpflanzt. Wenn Humboldt an irgend wem ein näheres Interesse nehmen konnte, so war es an Gutz, wenn er mit irgend wem über die Dinge sich verständigen konnte, die ihm am Herzen lagen, so war es mit Gutz, wenn irgend wer ihm ein Ersatz für seinen Schiller sein konnte, so mußte es wohl Gutz sein.¹⁾

Es war ein kümmerlicher und trauriger Ersatz. Humboldt, trotz Gutz und trotz Rahel, fühlte sich unglaublich verlassen. In jeder Weise vermißte er die Anregung und Erfrischung, die Bereicherung und den Genuß, die er aus Schiller's Gespräch geschöpft hatte. Seine Briefe an diesen drücken immer von Neuem die tiefste Sehnsucht nach dem Freunde aus; sie wiederholen das Geständniß, daß er ohne Schiller geistig zu verarmen befürchte. „Ich fühle es“ — schreibt er das eine Mal — „daß vielleicht noch mehr als billig ist, meine geistige Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf.“ Es war so, wie er schrieb. Während er in Jena, an Schiller's Seite, von verhältnißmäßig großer Productivität gewesen war, so kam in dieser Periode wenig oder Nichts zu Stande. Wieder wie in der Periode von Auloben und Burgörner hatte er Pläne über Pläne. Er hatte Schiller versprochen, die Luise von Boß zum Gegenstand einer ästhetischen Beurtheilung zu machen. Er ging auf den Einfall Schiller's ein, einen gelegentlichen Commentar zu einem von dessen Gedichten zu schreiben. Er übernahm Schiller's Auftrag einer ausführlichen Besprechung des Reinecke Fuchs. Um-

1) Vergl. meine Biographie von Gutz in der Ersch und Gruber'schen Encycl.

ständig und gründlich rüstete er zu diesen Arbeiten. Er rüstete ebenso zu einem und dem anderen literarischen Werk, das er sich selbst gesetzt hatte. Es blieb bei den Zurüstungen: muthlos wandte er sich von den Projecten oder von den schon begommenen Ausführungen wieder ab. Niemals erscheint der Unterschied zwischen ihm und Schiller in hellerem Lichte. Auch dieser war während des Sommers von 1795, da auch Göthe auf längere Zeit abwesend war, einsamer als gewöhnlich; auch er vermißte den Freund, dessen tägliches Gespräch so lange seine beste und beinahe einzige Erholung gewesen war. Die Folge jedoch war, daß er sich mit doppelter Anspannung auf die Hervorbringung warf. Er besaß eben, um seine eigenen Ausdrücke zu brauchen, die Kunst und das Streben, aus wenigem viel zu machen, und die Familie von Begriffen, die er beherrschte, zu einer Welt zu erweitern. Indessen Humboldt seine eigne Dürftigkeit und Langsamkeit beklagte, mußte er gerade jetzt die unerschöpfliche Fruchtbarkeit und die unbegreifliche Thätigkeit des Fremdes mehr als jemals anstaunen. Ohne vorher einen irgend bestimmten Plan entworfen zu haben, schrieb Schiller Ende des Jahres 1795 die Aufsätze über das Naive und Sentimentale. Es fehlte ihm zum Planentwerfen „ganz und gar an Muße.“ Gerade vor Muße, umgekehrt, kam Humboldt nicht zum Arbeiten und vor Planen nicht zum Ausführen.

In solcher Lage nun und solcher Stimmung nahm er, wie er sich selbst ausdrückt, zu Erinnerungen seine Zuflucht und brachte den besten Theil seiner Zeit in Gedanken bei dem abwesenden Freunde zu. Eine von beiden Seiten mit Eifer geführte Correspondenz ward zum Ersatz und zur Fortsetzung ihrer Gespräche. Schiller nannte in seiner Einsamkeit die Briefe aus Tegel seinen beinahe einzigen Berührungspunkt mit der Außenwelt: die aus Jena, meinte Humboldt, knüpfen ihn fast allein noch an eine intellectuelle Thätigkeit an. Nicht Alles zwar ließ sich schreiben und lesen wie sagen und hören; dennoch war es Beiden geläufig, schriftlich über alles Höchste, was sie beschäftigte, wie von Mund zu Mund zu verhandeln. Wie gewichtige Dinge auch in diesem Briefwechsel durchsprochen wurden, in wie edler und ernster Haltung auch die Persönlichkeit beider Männer einander gegenüberbleibt, so geht doch durch alle uns erhaltenen Documente dieses Briefverkehrs der Reiz des unmittelbaren Sichausprechens wie in Rede und Gegenrede hindurch. Sind die Gegen-

stände in diesen Briefen Humboldt's an Schiller noch von höherem Gehalt als in denen an Wolf, so ist auf der andern Seite auch der Ton derselben der einer zugleich vertrauteren und zugleich vertraulicheren Freundschaft. Humboldt, je erquickender ihm dieser Austausch mit dem Freunde war, ließ es sich ganz eigens angelegen sein, „die Briefe wie das Gespräch zu behandeln.“ Schiller andererseits gab in den Arbeiten, die ihm jetzt gelangen, dem Andern nun erst recht nicht bloß den höchsten geistigen Genuß, sondern zugleich den ganzen Eindruck seiner lebendigen Persönlichkeit. Jenem daher war es „schlechterdings die liebste Beschäftigung,“ die Arbeiten Schiller's zu lesen und mit diesem darüber zu reden. Er hatte, in der unproductiven Stimmung, in der er sich befand, seine Partie genommen. Nach dem Worte Schiller's, daß seine Stärke im Urtheilen und Genießen liege, ging er ganz im genießenden Nachbilden, im Commentiren und Kritisiren auf. Die Rollen vertheilten sich jetzt, wie es für die Individualität beider Männer am gemähesten und bezeichnendsten war. Genau um die Zeit, wo Humboldt nach Berlin hinwegging, wandte sich Schiller von der Philosophie zur Poesie und zu Arbeiten, welche zwischen Beidem vermittelten. Wie für ihn, nach seiner eigenen nunmehrigen Auffassung, die Kritik und die Metaphysik nur die Brücke zu neuer Production gewesen, so schien sich Humboldt während der Jenenser Periode in eignen Productionen nur versucht zu haben, um jetzt desto fähiger zum Empfangen, desto gerüsteter zum Beurtheilen des Fremden zu sein. „Da Sie zu blöde und schamhaft sind,“ schrieb der Dichter an den Kritiker, „selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen: dafür sollen Sie auch die Vaterfreunden mit mir theilen.“ In vollem Maaße theilte Humboldt diese Freuden, und redlich unterzog er sich jener Erziehungsorge.

Es war die Obliegenheit, seinen Musenalmanach auszustatten, welche Schiller'n um jene Zeit auf einmal wieder dahin brachte, die Muse aufzusuchen, die er so lange gegen eine kältere Göttin vernachlässigt hatte. In wenigen Wochen überraschte er seine Freunde mit einer wahren Fluth von Gedichten. Die „Macht des Gesanges,“ „der Tanz,“ „das Reich der Schatten,“ „Natur und Schule,“ „die Ideale,“ „die Würde der Frauen,“ eine Reihe kleinerer Stücke und endlich das größte und schönste von allen, die un-

vergleichliche „Elegie“ — alles das ward beinahe in Einem Athem gedichtet und frisch, wie es aus der Werkstatt des Dichters gekommen, gleichzeitig an Körner nach Dresden mitgetheilt und an Humboldt geschickt, der in Berlin den Druck des Almanachs überwachte. Selten ist einem Dichter das Glück zu Theil geworden, solche Freunde und in solchen Freunden solche Richter und Rathgeber zu besitzen. Beide waren durch die Bande der innigsten und anhänglichsten Liebe an Schiller gekettet. Beide verbanden mit der Liebe zu Schiller den edelsten Wahrheits Sinn und die höchste Unparteilichkeit. Beide waren mehr zur Kritik als zur Hervorbringung befähigt. Beide waren durch eine eminente Urtheilskraft und durch einen gebildeten Sinn für das Schöne mit den beiden Erfordernissen ausgerüstet, welche die Kompetenz des ästhetischen Kritikers bedingen. Wichtiger für Schiller war es, daß Beide sich in der Auffassung seiner Productionen und in der Art und Weise, sie zu beurtheilen, gegenseitig ergänzten. Es ist merkwürdig, wie überein sie in Vielem dachten, und wie verschieden sie doch in ihrer Beurtheilung zu Werke gingen, wie zusammenstimmend im Ganzen, und wie abweichend doch im Einzelnen ihre Aussprüche ausfielen. Körner liebte in Schiller mehr den Menschen und in dem Menschen erst den Dichter. Humboldt liebte mehr den Schiller'schen Genius und in dem Dichter erst den Menschen. Ebendeshalb stand jener den Arbeiten Schiller's unbefangener gegenüber als dieser. Und nicht deshalb allein. Humboldt war nicht eigentlich eine enthusiastische Natur. Er hatte einen scharfen Blick für die Schwächen der Dinge und der Menschen. Allein dieser Blick ward getrübt, so oft er in Dingen oder Menschen eine Seite entdeckte, die stark in ihm selbst wiederklang. Dies war der Fall mit Jacobi's Roman gewesen. Dasselbe war mit Schiller und den Schiller'schen Producten im höchsten Grade der Fall. Die bedeutendsten der für den Musenalmanach geschaffenen Gedichte behandelten Themata, welche er so oft mit dem Dichter durchgesprochen hatte, welche in gewisser Weise Gemeingut Beider waren. Einige, wie „die Würde der Frauen“ und „die Geschlechter“ gehörten ihm noch näher an; sie waren Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. In einem noch anderen als dem gewöhnlichen Verstande schienen ihm andere wie aus der Seele gedichtet zu sein. „Die Macht des Gesanges,“ schrieb er, „berührt gerade die Seite,

auf die es mir immer eigen ist, vorzüglich gerichtet zu sein: sie berührt die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedankens und der Empfindung.“ Er hob ein andermal den reichen Stoff hervor, den „der Spaziergang“ behandle; und dieser Stoff, fügte er hinzu, „ist überdies gerade der, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt;“ das Gedicht „stellt die veränderliche Strebbarkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, Beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag.“ So war es mit den Schiller'schen Gedichten, und nicht anders war es mit den Schiller'schen Aufsätzen. Die Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung waren erschienen. Der Haupteindruck, den sie auf Humboldt gemacht hatten, war der — so schreibt er — „daß sie mir zu fast allen Zweifeln, in welchen ich sonst manchmal im kritischen Urtheil über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu meinen Haupturtheilen selbst den bestimmten deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben.“ Bei solcher Befangenheit in dem Gedanken- und Empfindungsgehalte der Schiller'schen Production, bei solcher Idiosynkrasie für die Ideen und Stimmungen, aus denen jene Werke entsprungen waren, war ein freies kritisches Urtheil nicht wohl möglich. Selbst Körner war nicht im Stande, ein Gedicht seines Freundes so tief, so genau, so Schillerisch nachzuempfinden, wie Humboldt. Das macht: er hatte seine eigenen Gedanken und Gefühle frei daneben; er ward gewonnen, aber nicht bestochen, ergriffen, aber nicht hingerissen. Er konnte loben, aber er konnte daneben tadeln. Nicht ebenso Humboldt. Sein Urtheil ist in der Regel bei Weitem tiefer geschöpft, bei Weitem gründlicher motivirt; allein es ist ein Urtheil der bestochenen Empfindung. Von der Begeisterung, welche des Dichters Worte in ihm wecken, pflegt er auszugehn. Er liest sie wieder und wieder. Er wird zum Uebersetzer und Interpreten derselben. Er versucht es, den Zusammenhang der Gedanken und die Uebergänge zu zergliedern und zu prüfen. Nun glaubt er es nachzuempfinden, wie es in dem Dichter selbst müsse aufgestiegen sein. Er endet, wie er begonnen: seine Begeisterung ist gewachsen, er giebt eine eingehende Umschreibung und wiederholt ein enthusiastisches Lob. Es hilft nichts, daß er selbst weiß, wie er sich „überall in

der Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse," daß er deshalb sich selbst „mit Fleiß zu einer größeren Strenge zu stimmen“ versucht. Nur für diejenigen Punkte bleibt sein kritischer Blick ungetrübt, die von der Empfindung für das Ganze nicht unmittelbar berührt werden. Es sind die höchsten und feinsten Spitzen, und es sind die kleinsten und äußerlichsten Seiten, welche seine Kritik erreicht. Was er zu bedenken giebt, sind Dinge, für welche es jedem anderen Auge an Schärfe gebrechen würde, und was er rügt, sind Flecken, die jedem anderen Auge einleuchten würden, sobald es nur darauf haften wollte: es sind die zartesten Richter des Gedankens und der Empfindung, und wiederum so elementare Punkte wie störende Reime oder prosodische Mißgriffe. Noch Anderes tritt hinzu, was die Humboldt'sche Kritik von der Körner'schen unterscheidet. Jene ist so milde auch deshalb, weil sie von jener Schätzung und Achtung der Individualität begleitet ist, die überall als ein Grundzug von Humboldt's Anschauungsweise auftaucht. Mit Recht giebt Schiller dem Freunde das Zeugniß, daß er sich dieser Idee vollkommen bemächtigt habe und sie eben darum in jeder Anwendung fest halte. Er hielt sie fest auch in der Beurtheilung der Schiller'schen Geistesproducte. Auch wenn diese ihm minder homogen gewesen wären, würde er so positive Ausstellungen und Rathschläge wie Körner zu machen nicht über sich gebracht haben. Körner hatte seinem Freunde nur einen leisen Wink gegeben, einen sehr treffenden, scheint uns, einen Wink, dessen Richtigkeit Schiller selbst, so oft er sich mit Göthe verglich, erkennen mußte. Er hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß eine größere Harmonie in seinen Poesien entstehen würde, wenn er dem Walten seiner Einbildungskraft mehr nachgäbe und sich weniger von dem Triebe nach dem Allgemeinen und Abstracten fortreißen ließe; und Schiller war der Mann, mit dem ganzen Ernst seines Wollens und Strebens sich nach jedem Ziele hinzustrecken, das er als richtig erkannte. Der Umgang und der geistige Idiomenaustausch mit Göthe führte ihn auch je länger je mehr wirklich dieses Weges. Humboldt war nicht dieser Ansicht. Die delicate Schonung fremder Individualität verbot ihm, solche Forderungen zu stellen. Er konnte das von Körner Angedeutete nicht als einen Mangel ansehen. Er konnte eine Aenderung in dieser Beziehung nicht hoffen oder wünschen. „Es streitet," schrieb er, „gegen meine Theorie der Bildung überhaupt;

Jeder muß seine Eigenthümlichkeit suchen und diese reinigen, das Zufällige absondern.“ Diese schonende Milde und Zartheit endlich ward noch vermehrt durch die praktische Schüchternheit, die ihn aus der Production auch in die Kritik hinüberbegleitete. Es fehlte ihm die dreiste Parrhesie, die selbstvertrauende Sicherheit des Kritikers. Es fehlte ihm ebenso das praktische Interesse und der hilfssinnige Trieb des Rathgebers. Der gerade und nüchterne Körner daher nennt mit geschäftsmäßiger Sicherheit die Punkte, an denen er Anstoß genommen: Humboldt wagt nur, sie anzudeuten und mißtraut seinen eigenen Andeutungen. Jener entscheidet, dieser erwägt. Jener giebt Urtheile, dieser Bedenken. Jener ist meist kategorisch, dieser fast immer problematisch. Die Körner'schen Urtheile sind in der Regel von lakonischer Kürze, die Humboldt'schen von umständlicher Breite; jene oft kaum motivirt, diese in lauter Motiven versteckt und verbaut; jene ohne Weiteres zu verstehn und in der Mehrzahl auch ohne Weiteres zu brauchen, diese oft schwer verständlich und noch schwerer unmittelbar zu verwerthen. Ein Muster von jener tief eingehenden, congenialen Kritik, welche aus dem Mittelpunkt der Sache heraus zugleich scharf und milde, bei allem Enthusiasmus zugleich mit Kälte und Bestimmtheit urtheilt, gab Schiller in seiner Besprechung des Göthe'schen Meister. Was hier beisammen ist, erscheint in der kritischen Weise Humboldt's und Körner's beinahe zu gleichen Hälften vertheilt. Nehmen wir, wie billig, zu den kritischen Stimmen, die auf Schiller's Dichten einen Einfluß hatten, die Stimme dessen hinzu, der freilich mehr noch durch sein Beispiel und seine Persönlichkeit auf ihn einwirkte, so scheint der verschiedene Ton dieser Stimmen eine vollständige und harmonische Stufenfolge zu bilden. Alles, was befähigt und berechtigt war, ihn zu beurtheilen, lagerte sich wie in concentrischen Kreisen um ihn. Seinem individuellen Genius stand Humboldt weitaus am nächsten: er repräsentirte ihm in der Form des Urtheils seinen eigenen Geist, aus dem heraus er schuf. In Göthe war ihm der Genius der Poesie selbst nahe. Durch Körner's Urtheil endlich war die Nation und das Publicum vertreten.

Die Art und Weise aber gerade, wie Humboldt die Schiller'schen Compositionen beurtheilte, das ganze tief angelegte Verhältniß, in dem er zu Schiller stand, brachte es mit sich, daß er beständig auf dessen Individualität zurückgriff. Er empfand und studirte, er be-

urtheilte und analysirte nicht blos die Werke, sondern in und mit den Werken den Meister. So kam es, daß sein Urtheil über jene durch seine Ansicht über diesen bestimmt blieb, und die Umstände brachten es mit sich, daß er über Beides in einer Weise urtheilte, die nicht ganz frei von den Zufälligkeiten der Epoche war, in die sein Verhältniß zu Schiller fiel. So eigenbestimmt wie er war, und so beflissen, in diesem Eignen zu verharren und es zu pflegen, würde seine Auffassung Schiller's unter allen Umständen eine individuelle Färbung behalten haben. Allein es traf sich, daß der Dichter gerade jetzt in seinem Entwicklungsgange auf einer Stufe stand, die der Humboldt'schen Eigenthümlichkeit vorzugsweise nahe lag. Was Humboldt eben jetzt an Schiller erlebte, war der Umschwung, den derselbe von philosophischer zu poetischer Thätigkeit machte; die Werke, die er beinahe unter seinen Augen entstehen sah, waren philosophisch-dichterische und dichterisch-philosophische. Spielend gleichsam, und lächelnd über sein eignes Beginnen, zog auf einmal Schiller einen Strich unter seinen ästhetischen Briefen. Vom trocknen Lande der Metaphysik begab er sich auf einmal auf das Element der Poesie. Aber er wagte sich — um seinen eignen schönen Ausdruck zu brauchen — nicht auf das weite Meer, sondern fuhr am Ufer der Philosophie umher. Er übersetzte sein ästhetisches System in ein Gedicht; er machte Gedichte aus jenen Ideen, die im Gespräch mit Humboldt herüber und hinüber aufgetaucht waren. Das war es ja, was der Letztere mit Staunen schon früher an dem Freunde beobachtet hatte. „Das wunderbare Phänomen,“ — so schrieb er, nur erst in Erwartung der neuen Gedichte, welche Schiller ihm angekündigt hatte, — „das Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in so eminentem Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's.“ Und sofort bemüht er sich, dieses Phänomen zu analysiren und psychologisch dem Geheimniß des Schiller'schen Geistes auf die Spur zu kommen. Der Dichter und der Philosoph sei in Schiller nicht zweierlei, sondern schlechterdings Eins. In seiner Poesie sowohl wie in seiner Philosophie sei daher mehr und eine höhere Wahrheit, als wofür man gewöhnlich Sinn habe, — in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen. Der

große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit und der Wahrheit der Idee sei offenbar für Schiller gleichsam aufgehoben. Wegen der Fülle seiner geistigen Kraft werde er vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben. Daher die rastlose geistige Thätigkeit in Schiller. Daher die große Selbständigkeit seiner geistigen Kraft. Denn nur im Allgemeinen werde diese durch die äußere Beobachtung auf die Wirklichkeit gestimmt; sie nehme nichts eigentlich aus ihr an, sondern wirke in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fort. Beruhen aber müsse diese ganze Geistes-eigenthümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der ersteren mehr producirend als reproducirend werde.

Das ist, man sieht es, eine etwas überschwängliche Auffassung; überschwänglich aus dem Grunde, weil sie aus individueller Sympathie hervorgeht und mit einer Lieblingsidee des Beurtheilers zusammenhängt. Nur um so mehr aber mußte er durch die nächsten Leistungen Schiller's in dieser Auffassung seines geistigen Charakters festgehalten und bestärkt werden. Die Ansicht, die er sich darüber aus Gedichten wie die Künstler und die Götter Griechenlands und aus Aufsätzen wie Anmuth und Würde und die ästhetischen Briefe gebildet hatte, wurde ihm nun durch die Macht des Gesanges, das Schattenreich und die Elegie, wurde ihm ebenso durch die Aufsätze über das Naive und Sentimentalische bestätigt. Er erblickte in jenen Gedichten Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, in diesen Aufsätzen Muster des echten Philosophirens. Er sah in Schiller den vollendeten Meister des wahrhaften Lehrgedichts und des idealen philosophischen Stils. Seine Idee, daß Dichtung und Speculation eines Geschlechtes und in der Wurzel verwachsen seien, wurde der Grund, auf dem sich die Figur Schiller's ihm abzeichnete; die Erscheinung Schiller's wurde ihm zur Illustration und Verkörperung jener Idee. Und gewiß, höchlich berechtigt war diese Ansicht. Niemand, der nicht in sie hineingeht, wird unseren Dichter zu würdigen und sein Schaffen zu begreifen im Stande sein. Allein Humboldt vertiefte sich, dergestalt in sie, daß er aus ihr allein den Dichter zu charakterisiren versuchte, daß andere nicht minder wesentliche Seiten von dessen Natur dagegen in den Hintergrund traten. Worin er die Urform von Schiller's Geist in der

Mitte der neunziger Jahre erkannt zu haben glaubte, daran hielt er mit jener wunderbaren, man möchte sagen monotonen Treue und Stätigkeit fest, mit der er stets an Ideen und Menschen hing, die ihm theuer waren. Wie jetzt in den Briefen an Schiller, so bestimmte er dessen Charakter in einem wenige Jahre später geschriebenen, der Darstellung von Goethe's Dichtereigenthümlichkeit gewidmeten Werke. Er bestimmte ihn ebenso in brieflichen Aeußerungen bei Schiller's Tode, und ebenso, lange nach diesem Tode, bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Die wunderschöne Vorerinnerung, mit welcher Humboldt im Jahre 1830 die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller einleitete, bricht in der Verfolgung von dessen geistigem Entwicklungsgange gerade an dem Punkte ab, wo aus der Betrachtung seiner dramatischen Meisterwerke ein neuer oder doch wesentlich modificirter Gesichtspunkt für die Charakteristik zu gewinnen gewesen wäre. Diese Charakteristik schärft das Eine ein und verweilt vorzugsweise bei dem Einen, daß Schiller's Dichtergenie „auf das Engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft“ gewesen, daß es „ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervorgetreten, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte.“ Eben diese Vorerinnerung, ferner, berührt im Vorbeigehn die Analogie, in welcher die Schiller'sche Dichterweise zu der eigenthümlichen Verbindung von Poesie und Philosophie stehe, wie sie die indische Literatur aufweise. Uns, in der That, scheint diese Aehnlichkeit durch die Differenz zwischen dem weichen Charakter der einen und dem energisch-pathetischen der anderen weit überwogen zu werden. Aber Humboldt lag die Vergleichung ungemein nahe. Schon ehe er jene Vorerinnerung schrieb, hatte das Studium der indischen Bhagavad-Gitá ihm auf's Lebhafteste die alte Lieblingsidee wiederaufgeregt, daß „Poesie und Philosophie, beide demselben Boden entwachsen,“ und diese Lieblingsidee hatte ihm das Bild des Dichters der Künstler und der Schatten in die Seele zurückgerufen. Was ihm weder Lucrez noch Empedokles oder Parmenides war, das war ihm dieser, — ein „echt philosophischer Dichter,“ ein Dichter, wie er sich ausdrückte, „dessen Geistesanlage offenbar dahin ging, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht schente, sie in

seine äußersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegenstand, als daß er nach etwas noch Höherem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte.“¹⁾ So sehr ging ihm hierin das Wesen Schiller's und der Schiller'schen Poesie auf, so sehr maas er die Letztere mit diesem Maasstabe, daß er ein Gedicht wie die Ideale gerade deshalb weniger hochstellte, weil es, dem einfachen, subjectiven Gefühl entsprungen, weniger von jenem strengen Stil der Gedankendichtung an sich trug, aber in Wahrheit nur desto mehr sich dem echt lyrischen näherte. Er legte diesen Maasstab an, wo er über Schiller's spätere dramatische Arbeiten gelegentlich urtheilte, wie in dem Brief über die Braut von Messina und in der mehrerwähnten Vorerinnerung. Er orientirte sich endlich von hier aus, als er, bald nachdem Schiller seine dichterischen Kräfte von Neuem gefühlt hatte, zu dem wichtigsten Dienst berufen ward, den er als Kritiker dem Dichter leisten konnte.

Schiller hatte früher über seinen dichterischen Beruf überhaupt gezweifelt, und Körner wie Humboldt hatten durch ihre Kenntniß und ihren Glauben an seinen Genius diese Zweifel niederschlagen helfen. Er zweifelte nach seinen eignen neusten Erfahrungen jetzt nicht mehr, daß er zum Dichten berufen sei, aber er forderte jetzt, in neuer Ungewißheit, das Votum der beiden Freunde über die Frage: „ob episch, oder dramatisch?“ Diese „ästhetische Gewissensfrage“ nun, wie Schiller selbst sie nennt, zwang Humboldt zu neuem Eingehn in die Textur der Schiller'schen Dichterindividualität. Es war nicht schwer, das Richtige zu treffen. Humboldt entschied wie Jeder entscheiden mußte, der auch nur von Weitem den Entwicklungsgang des Verfassers der Räuber und des Don Carlos beobachtet hatte. Es war offenbar, daß ein Dichter, der mit allen seinen Kräften in der sittlichen Welt wurzelte, dem die historischen Dinge unendlich näher lagen als die natürlichen, nur in derjenigen Gattung das Höchste leisten konnte, deren Begriff es ist, den Conflict der ethischen Kreise und Mächte im Leben wie in der Brust der Menschen zur Darstellung zu bringen. Von dieser Meinung nun wurde auch Humboldt geleitet; allein er faßte sie, gemäß seiner

1) Ueber die Bhagavad-Gitā. G. W. Bd. I. S. 101.

eigenen Denkweise und seinem Bilde von Schiller, an einem anderen Ende an. Wiederum ging er davon aus, daß die dichterischen Producte Schiller's „einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens zeigen, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte.“ Er ging aus von jenem „Ueberschuß von Selbstthätigkeit“ in Schiller's Geist, einer Selbstthätigkeit, „die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet.“ Daher das Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit, die Richtung auf Tiefe und Erhabenheit an allen Schiller'schen Productionen, endlich der idealistische Glanz, der allerdings die Farbe der Natur zuweilen verdränge. Auf das Erhabene nun gehe auch das heroische Drama; denn, indem es den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal darstelle, sei es eigentlich die Darstellung einer Idee. Hier eben sei daher die Schiller'sche Eigenthümlichkeit in ihrem wahren Gebiete. Hier — so schließt er, und der Erfolg hat dieses Wort auf's Glänzendste bestätigt — „hier, wenn Sie Ihren Gegenstand glücklich wählen, wird Sie Keiner erreichen.“

Die Charakteristik Schiller's indeß, von Schiller selbst immer von Neuem herausgefordert, ward von Humboldt noch von einer anderen Seite her gefaßt.

Es war der Unterschied der alten und der modernen Dichter, durch welchen Schiller, während der Arbeit an seinem Aufsatz über das Naive, ein concretes Substrat für seine philosophischen Distinctionen erhielt. Es war ebenso die Vergleichung mit den Griechen, welche sich bei Humboldt in die psychologische Ansicht mischte, die er auf der Grundlage der Kant'schen Philosophie sich von Schiller's Dichtergenie gebildet hatte. Ja, vorzugsweise sogar ging er von dieser Vergleichung aus. Ihn frappirte auf der einen Seite der diametrale Gegensatz der Homerischen oder Sophokleischen gegen die Schiller'sche Poesie, und er fand doch andrerseits, daß alle wesentlichen Schönheiten der klassischen Dichtung auch in der letzteren vorhanden seien. Eben die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs war es sofort, was das Nachdenken Schiller's beschäftigte. Die Zweifel über sich selbst, überwältigt von dem Selbstgefühl seines dichterischen Vermögens, zusammenschließend mit seinen früheren ästhetischen An-

schauungen, das Alles formirte sich endlich in den neuesten Horen-
auffäßen zu der Theorie von dem zwiefachen Geschlecht der „naiven“
und der „sentimentalischen“ Dichtung. Der Gegenstand jener ist —
nach der Ausführung jener Aufsätze — die Wirklichkeit, der Gegen-
stand dieser das Ideal. Jene rührt uns durch Natur und sinnliche
Wahrheit, diese rührt uns durch Ideen. Die alten Dichter haben
vor den modernen den Vorzug größerer Sinnlichkeit und Bestimm-
theit, Einfachheit und Geschlossenheit. Die Letzteren wiederum können
jene in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und un-
ausprechlich ist, in dem, mit Einem Worte, übertreffen, was man
Geist eines Kunstwerks nennt. Wenn die Alten dadurch so groß
sind, daß sie die ihnen gestellte Aufgabe vollständig erfüllen, so ist
dafür diese Aufgabe selbst etwas Begrenztes. Wenn die Modernen
die ihrige nie ganz erfüllen, so liegt dafür ihre Größe in der Un-
endlichkeit der Aufgabe, der sie nachstreben. Die Alten daher sind
nie zu erreichen; wohl aber sind sie zu übertreffen. Das ungefähr
waren die Ideen, durch deren Vermittelung Schiller sich seinen ei-
genen Platz im Kreise der Dichtung zu erobern, durch die er zugleich
diesen Kreis vollständig auszumessen versuchte. Es waren Ideen,
die mit Naturnothwendigkeit sich aus dem ganzen Organismus sei-
nes Denkens entwickelt hatten. Man erkennt die rohe Skizze der-
selben bereits in der Anmerkung, die er vor mehr als zwei Jahren
zu dem Humboldt'schen Aufsatz „über die Griechen“ gemacht hatte,
einer Anmerkung, welche gleichfalls das Schema eines Zerfallens und
einer höheren Wiederherstellung der Form hellenischer Bildung auf-
stellt.¹⁾ Wie aber damals Humboldt Schiller'n den Anlaß zu verglei-
chen hingeworfenen Winken, so gaben jetzt die Schiller'schen Ideen je-
nem den Anstoß, auf seine Ansichten über die Griechen zurückzukommen
und sie von neuen Gesichtspunkten aus zu revidiren. Zunächst zum
Behufe einer vollständigeren Charakteristik Schiller's. Die Griechen,
— so verständigte er sich nun mit diesem und über diesen — die
Griechen besaßen die wunderbare Fähigkeit, die äußere Natur ganz
und rein auf sich einwirken zu lassen und doch zugleich in derselben
Weise vermöge ihrer Selbstthätigkeit auf sie wieder zurückzuwirken.
Aus diesem Gleichgewicht zwischen dem anschauenden und dem pro-

1) Humboldt an Wolf, G. W. V. S. 38.

ductiven Vermögen, zwischen Wahrheit und Dichtung entsprang jene Klarheit, jene Ruhe und jener edle Anstand, die in allem echt Griechischen vorwalten. Aber es entsprang daraus auch eine gewisse Dürftigkeit. Es fehlt den Griechen an dem fruchtbaren Geisteshalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet. Ihre Charaktere thun mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung. Ihre Poesie, indem sie stets auf die Darstellung Einer Empfindung, Eines Bildes ausgeht, ist in einem noch ganz anderen als dem gewöhnlichen Verstande sinnlich. Dagegen die Neueren! In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen: die Selbstthätigkeit ist im Uebergewicht gegen die Empfänglichkeit. Daher denn der größere Gehalt der modernen Dichter, bei den Deutschen insbesondere die sentimentale und intellectuelle Tiefe. Hier nun ist auch der Ort, auf welchem Schiller steht. Gerade seine Producte tragen vorzugsweise das Gepräge der Selbstthätigkeit: er ist insofern das directe Gegentheil der Griechen und der „Modernste der Modernen.“ Wiederum jedoch ist der allgemeine Charakter der Modernen in ihm am reinsten, von allem Zufälligen am meisten gesondert: aus seinen Producten mehr als aus irgend anderen spricht die Nothwendigkeit der Form, und er steht insofern unter allen Modernen den Griechen dennoch am nächsten.

Sofort nun zwar wird hinzugefügt, wie modernisirt doch auch dieser Sinn für die reine Kunstform bei Schiller sei; denn sie sei bei ihm ganz aus der Vernunft geschöpft, während die Griechen sie aus dem Anblick der äußeren Natur entnommen hätten. Allein auch so noch ist offenbar dies Bild von Schiller's Dichtercharakter allzu sehr geschmeichelt; es entspricht mehr dem Ideale, welches demselben unablässig vorschwebte, als der Wirklichkeit. Zum Idealisiren ohnehin geneigt, ist Humboldt in diesem Falle ein zwiefach bestochener Richter, — bestochen durch seine Liebe zu Schiller, und bestochen durch seinen Enthusiasmus für die Alten. Der Dichter, dessen Werke er in tiefster Seele nachempfindet, muß vortrefflich, und das Vortreffliche muß dem griechischen Alterthum verwandt sein. Es ist zwar gewiß, daß die Schiller'sche Dichtung je länger je mehr dem klassischen Typus zustrebte; kam dem Dichter doch eben jetzt der Gedanke, Griechisch zu lernen, sprach er doch eben jetzt den Entschluß aus, sich ganz und ausschließlich „mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der

Alten zu umgeben.“ Allein nicht minder gewiß ist es, einmal, daß die Richtung auf das Ideelle in Verbindung mit dem Streben nach Klassicität einen hohlen Formalismus zu begünstigen drohte, sodann, daß Göthe's realistische Dichtung viel mehr als die Schiller'sche der der Griechen blut- und wesensverwandt war. Auch scheint es, daß Humboldt in späterer Zeit hierin klarer sah und unparteiischer urtheilte. Was er in seiner „Vorerinnerung“ über die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest sagt, daß der Sinn des Alterthums, nur in einer höheren Geistigkeit ausgeprägt, in diesen Gedichten lebe, wird man im Allgemeinen nicht bestreiten wollen. Allein diese Einzelurtheile sind nur der Rest jenes ehemaligen überspannten Gesamturtheils über den Dichter, und dieses, offenbar, trug mehr die Spuren der Construction als der objectiven Wahrheit an der Stirn.

Wie es sich jedoch damit verhalte: an eben diesem Punkte vereinigte sich Humboldt's Interesse für die Aesthetik und die Schiller'sche Dichtung mit seinem Interesse für das griechische Alterthum. Die Zeit schien gekommen, wo die beiden Strömungen, die ihn in den letzten Jahren ergriffen hatten, die philosophisch-ästhetische und die philologische, in Einem Bette zusammenfließen würden.

Zu der That, nebeneinander waren beiderlei Bestrebungen fortwährend hergegangen. Es ist wahr, in den ersten Monaten des Jenenser Aufenthalts waren die Griechen zu kurz, und sie waren seit Schiller's Ankunft immer kürzer gekommen. Auch die Correspondenz mit Wolf war während des Winters in Jena gar nicht mehr das, was sie während des Winters in Burgörner gewesen war. Genug, wenn nur kein Tag sine Graecis verging, wenn nur einige Stunden der Lectüre der Tragiker oder dem Studium der Metrik verblieben. Schon die Wolffschen Prolegomena indeß hatten dem philologischen Interesse einen neuen Aufschwung gegeben; er hatte sich auf Anlaß derselben ernstlich in die Homerische Frage vertieft und sich durch die Wolffschen Argumente für überzeugt erklärt.¹⁾ Eine noch lebhaftere Anregung aber hatte ihm, wenige Wochen vor seiner Abreise von

1) Nr. XXII. der Briefe an Wolf. Es ist aber klar, daß dieser Brief nur aus grober Unachtsamkeit an die Stelle gesetzt werden konnte, die er in der Sammlung einnimmt. Er gehört zwischen Nr. XXVIII. und XXIX. und ist nicht vom 30. Januar 1794, sondern 1795.

Jena, ein Besuch Wolf's gegeben. Die alte Freundschaft und die alte Studiengemeinschaft war wieder lebendig geworden. Es war verabredet worden, daß Humboldt eine Recension der neuen Wolf'schen Ausgabe der Odyssee für die Literaturzeitung aufsetzen sollte, und diese Recension, wie sie bald darauf erschien,¹⁾ war so recht ein Denkmal ihres alten Verhältnisses geworden. Es war die Arbeit eines Philologen und es war die Arbeit eines Wolfianers. Sie pries die Wolf'sche Homerausgabe als das unübertreffliche Muster einer kritischen Textberichtigung. Sie brach eine Lanze für die kritische Methode Wolf's und gegen die Larheit der Geistreichen und Aesthetischen unter den Philologen. Sie demonstirte mit vielem Geschick, wie die Ergründung des Geistes des Alterthums unzertrennlich mit der Aufmerksamkeit auf so geringfügige Dinge wie Accentuation und Orthographie zusammenhänge, und wie nicht durch das Vorübergehn vor diesen Dingen, sondern durch den Gesichtspunkt aufs Ganze die geistvolle sich von der pedantischen Behandlung unterscheide. Aber verabredet hatte man auch, daß die philologische Correspondenz wieder in alter Weise aufgenommen werden solle. Mit den besten Vorsätzen überhaupt ging Humboldt nach Berlin. Außer daß nun endlich die Resultate über Pindar's Metrik gezogen werden sollten, lagen ihm einige Philologica am Herzen, die auf's Genaueste mit seinen ästhetischen Interessen zusammenhingen. Er wollte mit Wolf in kritische Verhandlungen über die Poetik des Aristoteles eintreten. Er wollte Voß' Luise besprechen, und die Luise führte ihn auf den Theokrit und die altsicilischen Mimen. Auch wurde Einiges, soweit die unglücklichen Verhältnisse in Tegel es gestatteten, realisirt. Die Metrik ward wirklich zu einem gewissen Abschluß gebracht.²⁾ In die Lectüre kam wieder mehr Stätigkeit. Während er mit seiner Frau die Tragiker las, so studirte er für sich den Aristophanes, und es gelang ihm eine Uebersetzung des Anfangs der Lysistrata. Auf den Komiker sollten endlich die Redner folgen: — immer mehr näherte er sich dem Ziele, das er sich von Hause aus gesetzt hatte, den Kreis der griechischen Klassiker vollständig zu durchmessen.

1) Literaturztg. 1795 Nr. 167. G. W. I. 262 ff.

2) Ich schließe dies aus der Erwähnung eines H.'schen Aufsatzes über den Trimeter, in dem Schiller-Göthe'schen Briefw. V. 327 u. 332.

Damit nun würde er wahrscheinlich auf jenes ursprüngliche Project einer Charakteristik des griechischen Geistes zurückgeleitet worden sein, auch wenn der Briefwechsel mit Schiller ihn nicht in noch bestimmterer Weise dazu angeregt hätte. Denn stets hatte er dasselbe im Auge behalten. Auch Körner beschäftigte sich in seiner dilettantischen Art mit den Alten. Seit dem Dresdner Zusammentreffen war zwischen ihm und Humboldt oft diese gemeinschaftliche Liebhaberei neben und in Zusammenhang mit den ästhetischen Dingen brieflich berührt worden. Auch Körner liebte es, literarische Pläne zu machen, deren Ausführung dann an seiner Unproductivität scheiterte. Bald nach dem Rendezvous in Weisenfels war zwischen den Freunden über ein Project verhandelt worden, ganz wie es Humboldt ehemals unter dem Titel „Hellas“ sich vorgestellt hatte, — ein periodisches Werk über griechische Literatur und Kunst, welches neben den Horen, aber in gleichem Geiste mit diesen erscheinen sollte. Es kam dazu, daß Humboldt, je länger er im philologischen Gebiete arbeitete, desto mehr in der Ueberzeugung sich bestärkte, mit der er dasselbe betreten hatte, daß ihm zum eigentlichen Philologen nur allzuviel fehle. Er verglich sich in der philosophischen Schriftstellerei mit Schiller: das Ergebnis war Beschämung und Entmuthigung. Er verglich sich in der Philologie mit Wolf: das Ergebnis war dasselbe. Er bewunderte das philosophisch-kritische Genie des Verfassers der Prolegomena wie er das poetisch-philosophische Genie des Dichters der Schatten und der Elegie bewunderte. Er fand, daß er von jenem so fern sei wie von diesem. An der mit Wolf verabredeten kritischen Perustration der Aristotelischen Poetik glaubte er so recht die Erfahrung gemacht zu haben, daß er zum Kritiker verdorben sei. „Ich bewundere,“ schrieb er nach der Lectüre eines Wolf'schen Hestes über die Poetik, „Ihre Belesenheit, Ihren Scharfsinn, aber noch mehr beinahe das glückliche Talent, bei der Belesenheit immer zugleich die bloßen Facta in ihrer treuesten Nacktheit, und die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu haben — die nothwendigste Eigenschaft des Alterthumsforschers und deren Mangel mich so entsetzlich zurücksetzt.“ Nur Eins daher schien ihm übrig zu bleiben. Er konnte, ohne weder mit Wolf noch mit Schiller zu rivalisiren, zwischen Beide in die Mitte zu treten. Er konnte seine philologischen Studien für die Aesthetik, seine ästhetischen An-

sichten für die Alterthumswissenschaft fruchtbar machen. Wie, wenn er nun endlich ernsthaft die Summe seiner griechischen Lectüre zog? Wie, wenn er die Griechen nach den Gesichtspunkten zu charakterisiren versuchte, die ihm durch Schiller klar geworden waren? Wie, wenn er die neue ästhetische Theorie an den Griechen zu erproben und zu erläutern unternahm? Wäre das nicht eine Arbeit, der seine Schultern gewachsen sein dürften, und vereinigten sich in solcher Arbeit nicht seine philosophischen, philologischen, ja selbst seine naturhistorischen Bemühungen? Jener Brief, in welchem er Schiller'n seine poetische Gewissensfrage beantwortete, gab den Ausschlag. Er wollte, wie er an Wolf schrieb, eine „Schilderung der griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden“ oder zunächst, wie er an Schiller schrieb, „ein Bild des griechischen Dichtergeistes“ und zwar „in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen“ entwerfen. So gefaßt, war es ein vortrefflicher Plan. Auch fand derselbe Schiller's volle Billigung, und sein aufmunterndes Wort wirkte mächtig auf Humboldt. Eine Zeitlang war er ganz in der Idee dieser Arbeit. Nur zu bald indeß bestätigte sich seine eigene Besorgniß, daß Muth- und Entschlußlosigkeit die Ausführung hindern werde. Wäre er jetzt in Jena gewesen, wahrscheinlich, daß Schiller's Beispiel ihn muthig und entschlossen gestimmt hätte. So jedoch ward die Tägler Arbeitsmuße alsbald durch die Zerstreuungen und Beschäftigungen in der Hauptstadt unterbrochen, und diese Ungunst der Verhältnisse steigerte die Schwierigkeiten, die aus Humboldt's Individualität sich der Arbeit entgegenstellten und die in der That unbefieglbar waren. Die Wahrheit ist, daß seine Schultern dennoch auch dieser Arbeit nicht gewachsen waren. Es war ihm unmöglich, zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen in's Gleichgewicht zu kommen. Jetzt verlor sich sein Blick in den Weiten des Horizonts, jetzt haftete er wieder an dem Kleinsten und Nächsten. Zwischen der Tendenz auf Tiefe und erschöpfende Ausbreitung und der Tendenz auf mikrologische und pedantische Behandlung des Einzelnen ward er beständig hin- und hergeworfen. Es war eine weise Beschränkung, wenn er vorerst, statt der Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, nur den griechischen Dichtergeist schildern wollte. Nun aber gedachte er, wie es ihm mit jenem Aufsatz über den Geschlechtsunterschied gegangen war. Weil er gleich das Ganze und

Alles mit einmal hatte sagen wollen, war er dunkel und abstract geworden. Es sollte also diesmal der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Wenn zuerst nur eine Charakteristik der lyrischen Poesie der Griechen gelänge! Und auch diese wird nicht sogleich im Ganzen und ganz mit Einem Male sich darstellen lassen. Er zieht den Kreis daher abermals enger: mit einer Charakteristik des Pindar, des Pindar, in den er weitaus am besten eingelefen ist, soll der Anfang gemacht werden. Aber je enger er sich zusammenzieht, desto weitaussehender wird das Ganze. Es kann nicht fehlen, daß er dies selbst fühle. Schon stellen sich alle die Bedenken ein, die alles Produciren vereiteln müssen. Ist diese Pindarcharakteristik nicht zu speciell für das Ganze? Oder soll er alles Uebrige fallen lassen? Soll er eben nur den Pindar, etwa mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Uebersetzung, verfolgen? So schwankte er, und schwankte von da wieder zu der Idee, die Charaktere, welche die alten Dichter darstellen, mit denen der modernen Dichter zu vergleichen, — bis die ersten Monate des Berliner Aufenthalts allem Schwanken und dem ganzen Projecte ein Ende machten.

Noch war die Zeit nicht gekommen, noch das Object nicht gefunden, wo Philosophie und Philologie für Humboldt sich wirklich hätten durchdringen können. Wieder war in Berlin die Letztere in's Hintertreffen gekommen, wenn er auch mit seiner Frau Pindar und Euripides las, wenn ihm auch die Correctur der Wolf'schen Briefe an Heyne, sowie vorher schon der Streit Wolf's mit Herder, die Homerdebatten auf's Neue nahe brachte. Von dem Pindarischen Detail daher ward er wieder ganz in's Weite, ja in's Unabsehbare geworfen. Durch einen salto mortale sprang er von den ältesten zu den neuesten Zeiten, von Griechen und Römern zu Franzosen und Engländern, von philologischen Specialitäten zu philosophischen Allgemeinheiten über. Ein „sehr mittelmäßiges Buch über den Geist des achtzehnten Jahrhunderts“ hatte ihm den lange gehegten Gedanken einer Charakteristik der Gegenwart von Neuem empfohlen. Er war diesem Gedanken nachgegangen und suchte sich die Erfordernisse, die Schwierigkeiten und den Plan einer solchen Charakteristik klar zu machen. Dies Allgemeine und Vorläufige sofort fesselte ihn. Er fing an, eine Schrift „über die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters“ auszuarbeiten. Es sollte eine Einleitung zu einer Charakteristik des

Jahrhunderts sein: es war in der That nur so etwas, wie es vor aller Einleitung im Kopfe des Schriftstellers vorhanden sein mag. Humboldt selbst, so gewiß er die Einleitung schon im nächsten Jahre erscheinen lassen wollte, ließ es dahingestellt, ob er je zur Ausführung der Hauptschrift kommen werde. Man darf unbedenklich versichern, daß ein Autor, welcher das Zeug dazu hätte, das achtzehnte Jahrhundert zu charakterisiren, sich nimmermehr bei der philosophischen Charakteristik dieser Charakteristik aufhalten würde. Ebenso, daß derjenige, der aus der Idee eines solchen Buches ein eignes Buch macht, schwerlich der Mann ist, jenes Buch selbst zu Stande zu bringen. In der Sache selbst lag für diesmal das Schicksal des neuen literarischen Planes. Das Werk, welches jetzt entstehen sollte, war schon im Titel und der Idee eben das, was alle die Werke und Aufsätze Humboldt's in dieser Periode waren, — kein Buch, sondern die Conception eines Buches, keine Ausführung, sondern die Rüstung zu einer Ausführung, eine schriftstellerische Velleität, eine Blüthe, die nicht Frucht ansetzen konnte. Darin gerade lag der Reiz, den Humboldt an dieser Arbeit fand, und darum gerade schrieb er sich eine gute Strecke in dieselbe hinein; eben darum andrerseits blieb zuletzt die Einleitung so gut wie die Hauptschrift ungeschrieben. Gleichviel indeß. Es war dem Inhalt nach eine Idee, welche nicht bloß mit seinen Studien, sondern mit den tiefsten Interessen seines Geistes und Wesens zusammenhing. Es war darauf abgesehen, den Classicismus des Alterthums und die neue deutsche klassische Literatur in Beziehung zu bringen, die Modernen mittelst einer durchgeführten Parallele mit den Alten zu schildern. Vielmehr, auf noch Größeres war es abgesehen. Humboldt stieg mit der Idee dieser Schrift bis zu dem untersten Grunde aller seiner Ideen, bis zu dem Punkte hinab, in welchem alle seine Strebungen und die ganze Welt seiner Vorstellungen sich individuell zusammenknüpften. Sich selbst zu bilden, zum Menschen im höchsten Sinne des Wortes zu bilden, war die Tendenz, aus der heraus er lebte. Mit dieser Tendenz in ihrer abstractesten Fassung fiel der neue literarische Plan zusammen, so gut wie auf diese Tendenz sich das Alterthumsstudium und die ästhetisch-philosophischen Studien bezogen hatten. Schiller'n setzte er diesen Gesichtspunkt auseinander. „Wenn man sich,“ schreibt er an diesen, „einen Menschen denkt, der bloß seiner Bildung lebt,

so muß sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren, a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen, und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen.“ Auf dieses Bild der Menschheit hatte er sein Auge gerichtet, als er sich in das Leben des Alterthums vertiefte. An jenes Ideal der Menschheit hatte er Kant seine Philosophie, Schiller seine Aesthetik anknüpfen sehen, hatte er selbst seine Betrachtungen über die moralische und ästhetische Bedeutung des Geschlechtsunterschieds angeknüpft. Es kam ihm jetzt darauf an, jenes Bild und dieses Ideal zusammenzugreifen und in flüssigen Zusammenhang zu bringen, und für Beides eine breitere historische Basis zu gewinnen. Es war ihm, im Interesse der eigenen humanistischen Bildung, um eine Geschichte des menschlichen Geistes oder, wenn man lieber will, um eine Philosophie der Geschichte zu thun. Vollkommen klar war er sich über den Sinn und Zweck, der ihn zum Aufsuchen dieses Bildes der Menschheit hintrieb. Dasselbe sollte in lebendigen Bezug zu dem eigenen Sein und Leben gesetzt werden. „Es giebt,“ so äußerte er sich bei dieser Gelegenheit, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eines in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal und doch so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Mich selbst prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.“ Keinesweges klar dagegen war er sich über die Werkzeuge und Handhaben, um dem Historischen beizukommen und ihm dasjenige abzugewinnen, was er sich selbst daraus assimiliren könnte. Sein Bild der menschlichen Natur war zu breit und gründlich angelegt, als daß er so leicht denjenigen Durchschnitt der Menschen-

geschichte hätte ausfinden können, durch den sie sich ihm übersichtlich präsentirt hätte. Erst viel später entdeckte er den für sein Auge passenden Gesichtswinkel für die philosophisch-historische Betrachtung der Menschheit, das „Behikel,“ wie er alsdann sich ausdrückte, „alle Tiefen und alle Höhen der Menschheit zu durchfahren.“ Und abermals also riß für jetzt der so eifrig angeknüpfte Faden seiner Arbeit.¹⁾ Mit leeren Händen beinah kehrte er im Herbst zu seinen Freunden zurück. Das Einzige, was er mitbrachte, war, außer den Arbeiten über Metrik, ein angefangenes Manuscript und das Fragment einer Aristophanesübersezung. Das Einzige, was er inzwischen veröffentlicht hatte, war eine alte, von Geng für seine Monatschrift ihm abgedrungene Uebersetzung einer Pindarischen Ode, und so ganz unschriftstellerisch war der Mann, daß er weit mehr bereute, daß er sich dies hatte entwinden lassen, als daß er mit allen übrigen Arbeiten war stecken geblieben.²⁾

Zum 1. November 1796 war es, daß Humboldt über Halle, wo er den philologischen Freund besucht hatte, nach Jena zu den poetischen Freunden zurückkehrte. Nur gerade sechs Monate dauerte dieser zweite Jenerer Aufenthalt. Die Stunden des glücklichsten und fruchtbarsten Zusammenlebens und Zusammensprechens mit Schiller erneuerten sich.³⁾ Die Trennung hatte eher dazu gedient, die Innigkeit ihres persönlichen Verhältnisses zu steigern. Die Arbeiten beider Freunde dagegen lagen jetzt etwas weiter auseinander.

1) Brief an Schiller vom 2. Februar 1796; an Wolf vom 11. Juni und 16. Juli d. J. Auch beziehe ich auf die „Einleitung zu einer Charakteristik des 18. Jahrhunderts“ die Stelle in Körner's Brief an Schiller vom 25. Juni 1797 (IV. S. 36. 37.) und vom 25. August d. J. (ebendasselbst S. 49.)

2) An Schiller vom 13. November 1795; an Wolf vom 26. November 1795 und vom 5. Januar 1796. Die Uebersetzung der vierten pythischen Ode im Decemberheft der Monatschrift, jetzt in den G. W. II. 297. ff. Nur das directeste und unwiderleglichste äußere Zeugniß dagegen würde uns bestimmen können, die Recension des Schiller'schen Musenalmanachs vom Jahre 1796 (N. L. = J. 1796 No. 167) für eine Arbeit von Humboldt gelten zu lassen. Bis dahin halten wir an der Ueberzeugung, daß der Recensent des Wolbemar und der Wolf'schen Odyssee am allerwenigsten in einer Schiller betreffenden Angelegenheit im Stande war, seinen Ton zu so vulgärem Recensententone herabzustimmen.

3) Aus dieser Zeit ist die Schilderung von Burgsdorf in dessen Brief an Rahel; Barnhagen, Gallerie von Bildnissen I. 113 ff.